

„Es steht alles in der Partitur“

Mit dem „Walküre“-Wotan erklimmt **René Pape** in Berlin gerade einen weiteren Gipfelpunkt seines Repertoires. Zeitgleich erscheint die neue CD des Bassisten, die ganz allein den großen Rollen Richard Wagners gewidmet ist. Clemens Haustein erzählte er, warum er dennoch nicht in Bayreuth zu erleben ist.



Foto: Teatro alla Scala/Brescia Amisano

Bassisten sind Schränke, haben immer ein opernhaft-dröndes Lachen zur Verfügung und sind überhaupt eher für das Grobe auf der Bühne zuständig. Den Applaus für die feinen Arien holen sich dagegen Tenöre und Soprane ab. Wer René Pape trifft, zweifelt schnell an diesen Klischees. Der Mann, der auf der Bühne Fürsten, Zaren und Priester darstellt, strahlt körperliche Präsenz aus und wirkt doch fein, fast weich. Er ist definitiv kein altgermanischer Wagner-Schrank. „Ist noch kurz Zeit?“, fragt er mit leicht sächsischem Tonfall. Er muss noch kurz eine Zigarette rauchen gehen vor dem Gespräch zu seiner neuen Wagner-CD. Als Bassist kann er seinen Stimmbändern ein bisschen weniger Schonung zukommen lassen ...

Herr Pape, können Sie sich noch erinnern, wann Sie das erste Mal mit Wagners Opern in Berührung gekommen sind?

Das kam sehr spät, erst als ich in Berlin an der Staatsoper engagiert war. Ich debütierte dort mit der Rolle des Nachtwächters in den „Meistersingern“.

Und davor hatten Sie nichts mit Wagners Musik zu tun?

Wenig. Ich war eher der so genannten „leichten Muse“ verschrieben. Als Jugendlicher habe ich mich mehr für Rock, Hardrock und Jazz interessiert. Und wenn Oper, dann war das bei mir eher Mozart. Ich habe mich auch im Studium nur wenig mit Oper beschäftigt. 1987 hatte ich mein erstes größeres Praktikum an der Staatsoper in Berlin, als Sprecher in der „Zauberflöte“. Erst da kam bei mir die Begeisterung für die Oper. Ich bin in der Staatsoper dann in fast jede Vorstellung gegangen.

Sie arbeiten an der Staatsoper schon seit Langem mit Daniel Barenboim zusammen. Hat er ein Stück weit ihr Wagner-Verständnis geprägt?

Natürlich prägt das. Ich mache mit Barenboim Wagner, seit er 1992 nach Berlin gekommen ist. Wie genau diese Prägung aussieht, kann ich aber gar nicht sagen. Ich habe keinen Vergleich, ich bin sozusagen „mitgewachsen“. Für mich ist er auf jeden Fall einer der besten Wagner-Dirigenten. Er ist „mit auf der Bühne“, wie wir Sänger sagen, er hört den Sängern zu und trägt sie mit seinem Dirigieren. Barenboim ist eine Art Maler: Er malt die Partitur, weil er sie so gut kennt und fast alles auswendig dirigieren kann. Und das Bild, das er da „malt“, kann man wunderbar in Musik umsetzen. Mittlerweile ist zwischen uns auch so etwas wie ein blindes Vertrauen entstanden. Man muss sich in der Aufführung nicht mehr unbedingt anschauen.

Auf Ihrer Wagner-CD übernimmt Plácido Domingo in den „Parsifal“-Auszügen die Rolle des Parsifal. Schon mal neidisch gewesen, dass Sie kein Helden-tenor sind?

Um Gottes willen, nein. Nichts gegen meine Kollegen, vor denen ich viel Hochachtung habe. Aber als Tenor oder Sopran hat man permanent Sorge, die Stimme würde versagen. Man muss unglaublich diszipliniert leben: Fenster zu, Schal im Sommer. Sopran und Tenor sind keine natürlichen Stimmlagen, wir Bässe singen dagegen in einem Register, in dem wir auch sprechen. Deshalb sind wir weniger anfällig. Ich höre mir lieber eine wunderschöne Tenorstimme an und genieße es.

Sie haben einmal geäußert, dass Wagner eher nach Belcanto-Art vorgetragen werden sollte ...

Ich mag das generell nicht, wenn auf der Bühne gebellt und gebrüllt wird. Das macht auch die Stimme kaputt. Es gibt auch lyrisch angelegte Rollen bei Wagner. Der Fasolt beispielsweise im „Rheingold“, den ich als zweite Wagner-Rolle

nach dem Nachtwächter gesungen habe, ist für mich eine lyrische Wagner-Partie. Diese Rolle hat überhaupt nichts Polteriges und sollte wirklich mehr belcanto gesungen werden.

Gerade stand bei Ihnen an der Staatsoper zum ersten Mal der Wotan an. Haben Sie sich mit dieser Rolle bewusst etwas Zeit gelassen?

Bis jetzt war einfach keine Zeit für den Wotan. Ich habe viele andere Rollen in meinem Repertoire und konzentriere mich nicht nur auf die deutschen Werke. Und ich wollte den Wotan auch gerne mit Daniel Barenboim zum ersten Mal singen.

Wie haben Sie sich mit der Rolle beschäftigt?

Zunächst ist das ein rein musikalisches Lernen. Und danach beginnt bei mir ein Prozess, der sich über viele Inszenierungen hinzieht. In den Grundzügen ist ja klar, wer Wotan in Wagners „Ring“ ist, ein bestimmter Rahmen ist da vorgegeben. Um aber wirklich sagen zu können: Ich sehe den Wotan nicht so, wie er bisher gesehen wurde, oder ich sehe keine andere Möglichkeit, ihn anders zu interpretieren, dafür muss man die Rolle einige Male auf der Bühne gesungen haben. Ein genaueres Bild von der Rolle hat man eigentlich erst nach der dritten oder vierten Inszenierung.

Sie haben auch die Schlussansprache des Hans Sachs auf der Festwiese aufgenommen. Wagner hat darin eine Textpassage zur „heil'gen deutschen Kunst“ gedichtet, an der sich viele stoßen. Haben Sie sich damit schwergetan?

Nein. Ich mache mir da ehrlich gesagt nicht so viele Gedanken. Es steht alles in der Partitur, und ich weiß, was drin steht. Wenn jemand meint, es anders interpretieren zu müssen, kann er das machen.

Ich hatte aber doch den Eindruck, dass Sie diese Passage betont elegant und leicht gesungen haben?

Aktuelle CD

Wagner, Arien; René Pape, Plácido Domingo, Staatskapelle Berlin, Daniel Barenboim (2010); DG/Universal CD 028947766179
(Rezension siehe Seite 93)



Deutschland ist doch nicht unelegant. „Was deutsch und echt“, wie es bei Wagner heißt, muss doch nicht automatisch etwas Furchtbares bedeuten. Zu Wagners Zeit war ja noch nicht abzusehen, dass es einmal Nazis geben würde, die diese Stelle in ihrem Sinn deuten und instrumentalisieren würden. Warum sollen wir uns auf der Bühne also permanent entschuldigen? Die Passage weich und säuselnd zu singen ist nicht richtig – und es polternd zu singen, es herauszustellen ist auch nicht richtig. Ich habe versucht, die Stelle so zu singen, wie sie komponiert ist.

„Es gab Versprechungen aus Bayreuth, die sich in Rauch aufgelöst haben“

Gibt es denn eine „deutsche Kunst“?

Natürlich. Es gibt eine italienische, eine französische Kunst. Und ich finde diese Unterscheidung auch nicht anrühlich. Man muss vorsichtig sein, dass einem das nicht falsch ausgelegt wird – aber jede Nation hat ihre eigene Literatur, ihre eigene Kunst und Kultur. Man muss aufpassen, dass das im Rahmen der Globalisierung nicht zu einem Einheitsbrei wird. Das heißt nicht, dass ich nationalistisch denke. Aber ich finde es wichtig, Goethe, Schiller, Wagner und Beethoven genauso zu pflegen wie Verdi, Shakespeare und alle anderen großen Dichter, Denker und Komponisten der Welt. Wir brauchen uns da nicht zu verstecken. Man darf auf die Nation, in die man hineingeboren wurde, auch stolz sein. Ganz ohne falsches Pathos.

Sehen Sie denn durch die Globalisierung eine Gefahr für diese Tradition? Der Dirigent Christian Thielemann spricht ja häufig vom aussterbenden deutschen Orchesterklang, den es zu erhalten gilt.

Es spricht nichts dagegen, eine gewisse Tradition am Leben zu erhalten. Es wurde vor uns so gemacht, warum sollen wir die Generation sein, die es – aus wel-

chen Gründen auch immer – nicht aufrechterhalten will? Es ist ein wichtiger Bestandteil für das Leben auf der Welt, dass jede Nation etwas Eigenes mit einbringt. Sonst wird es ja langweilig.

Fühlen Sie sich Wagner verbunden, weil er wie Sie ein gebürtiger Sachse war?

Das wäre schon das Einzige (lacht). Aber Spaß beiseite: Ich bin bestimmt kein

Freund seiner Ausschweifungen und seiner politischen Einstellungen. Er war ein Genie, er hat großartige Musik geschrieben, aber ich hätte ihm nicht unbedingt begegnen wollen. Ich hätte viel lieber

Mozart kennen gelernt.

Weil er Ihnen sympathischer ist?

Ich finde Mozarts Musik einfach fantastisch. Wagners Musik ist toll, aber ich kann Mozart viel länger hören. Ich kann sechs Stunden Mozart hören und erlebe viel mehr Klangfarben als während einer fünfstündigen Wagner-Oper, die für sich natürlich auch fantastisch ist. Aber Mozart gibt mir mehr, seine Leichtigkeit ...

... das Treffen mit Mozart wäre lustiger verlaufen?

Er war bestimmt lustiger drauf als Herr Wagner. Es gibt in Wagners Opern Stellen, da weiß man vor lauter Gänsehaut nicht mehr, was man tun soll. Wenn ich aber manches lese, was er geschrieben hat, wie er sich selbst inszeniert hat – das gefällt mir nicht so.

Nach dem Wotan würde Ihnen von den großen Wagner-Rollen noch der Hans Sachs fehlen. Ist schon etwas geplant?

Bis jetzt noch nicht. Das ist eine Partie, mit der man auch noch warten kann. Und ich werde auch sehen müssen, wo die Reise nach dem „Walküre“-Wotan stimmlich hingeht.

Sie haben in Bayreuth bisher nur von 1994 bis 1996 den Fasolt gesungen. Gab es keine weiteren Angebote?

Es gab Gespräche und auch Versprechungen, die sich allerdings in Rauch auflösten. Ich habe dann selbst meine Konsequenzen gezogen.

Man wird Sie in Bayreuth also nicht mehr erleben?

Das weiß ich nicht. Ich bin grundsätzlich kein Mensch, der sagt: nie wieder. Im Gegenteil – mit Katharina und Eva Wagner haben die Festspiele ja eine neue Leitung, und wenn es interessante Angebote gibt: Warum nicht?

Welches Angebot könnte Sie interessieren?

Sicher der König Marke im „Tristan“.

Sie geben inzwischen immer wieder Liederabende. Ist das eine Richtung, in die Ihre Stimme in Zukunft gehen könnte?

Die Stimme geht nicht zum Liedgesang, wenn man ihr nicht den Weg weist. Ich hatte in meiner Karriere kaum Lieder gesungen, bis ich vor zwei Jahren endlich auch einen Liederabend singen wollte. Dabei habe ich gemerkt, dass mir das Liedsingen unglaublich viel Spaß macht. Es ist eine völlig andere Situation, eine ganz andere Art der Interpretation.

Sie wollen sich künftig also stärker mit Liedgesang beschäftigen?

Ich habe fast alle Opern gesungen, es fehlen nur noch wenige Rollen in meinem Fach. Da ist es auch mal an der Zeit, sich mit einem anderen Bereich zu beschäftigen. Und mir macht das Liedsingen einfach unglaublich Spaß – auch wenn diese Form für einen Bass eher ungewöhnlich ist. Ich habe bisher etwa sieben Liederabende gegeben, und auch die positiven Reaktionen des Publikums und der Kritik haben mir gezeigt, dass dieser Weg kein falscher ist. ■